

Pommersche Heimat

Monatsbeilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt. — Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Turner Str. 61 oder an die Geschäftsstelle des Pommerschen Genossenschaftsblattes, Königsplatz 1a, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung
mit dem Landesverein Pommern
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 1.

Auflage

Stettin, im Januar 1920.

13 700

9. Jahrg.

An unsere Mitglieder!

Ein neues Jahr. — Im engen Kreise unserer auf die Erhaltung der Heimat gerichteten Bestrebungen gibt es auch in Zukunft noch gar vieles zu tun. Mit den besten Absichten und Hoffnungen gehen wir in das neue Jahr hinein. Unsere so oft nur im Stillen wirkende Arbeit mag im Großen und Ganzen des Weltgeschehens belanglos scheinen, ist es aber nicht! Stein um Stein gilt es, zum Aufbau neuen vaterländischen Empfindens zusammenzutragen, und die Pflege der Heimatliebe im Gewande des Heimatschutzes, nicht bloß des Wissens um Dinge und Erscheinungen, sondern auch des gemüthlichen Erfassens, das sich im Erhalten und im Neugestalten zeigen soll, dürfte ein nicht unwichtiges Glied im Wiederaufbau darstellen. Darum bitten wir unsere Mitglieder recht herzlich, uns in unserer Tätigkeit auch ferner zu unterstützen!

Wir müssen im neuen Vereinsjahr einen auf 4 Mark erhöhten Mitgliederbeitrag fordern. Die Erhöhung steht in keinem Verhältnis zu der tatsächlichen Vergrößerung auch unserer Unkosten. Die Pommersche Heimat, die Organisation besonderer Arbeitsausschüsse, das sich mehrende Schreibwerk, alles das stellt höhere Anforderungen an den Vereinsfiskus, und ohne die namhaften Zuschüsse der Provinz und einiger Verbände hätten wir unsere Arbeit schon längst aufgeben können.

Freilich ist die Pommersche Heimat, die vom Januar ab in erweitertem Umfange erscheint, das einzige, was wir unseren Mitgliedern als Gegenleistung bieten. Unsere Mitglieder verteilen sich über die ganze Provinz. So sind Vorträge und Ausflüge, die allen zugute kämen, unmöglich. Aber unsere Mitglieder wollen sich immer vor Augen halten, daß wir nicht für sie da sind, sondern zu einer Tätigkeit, die sich auf das Ganze unserer Heimat und unseres Volkstumes bezieht. Sie müssen sich darüber klar sein, daß unsere Mittel der Heimatschutzarbeit gehören, nicht der Fürsorge für das geistige oder leibliche Wohl des einzelnen Mitgliedes. Wer derartiges erwartet, der möge sich anderswo ein Plätzchen suchen. So müssen wir von unseren Mitgliedern ein gewisses uneigennütziges Vertrauen verlangen, das gern gibt, ohne für sich etwas Besonderes zu erwarten.

Daß wir mit unseren geringen Mitteln zu „wuchern“ verstehen, möge das Beispiel unserer Lichtbilder erläutern. Im vergangenen Jahre erhielt der Landesverein vom Herrn Oberpräsidenten Michaelis 1000 Mark für Lichtbildzwecke. Unsere Sammlung umfaßt heute 1700 Glasbilder aus Pommern. Jedes Bild hat koloriert einen Wert von 4 Mark. Der Gesamtwert der Sammlung beträgt also 6800 Mark. Freilich hat der Verein noch Schulden, eben diese Sammlung betreffend, aber sie sind unbedeutend. . . . Wie aber war es möglich, mit so geringen Mitteln zu arbeiten?! Nun, unablässige und uneigennütziges Mitarbeiter hat geholfen, etwas für die Provinz

zu schaffen, was bei den steigenden Preisen der Materialien in Zukunft schlechterdings nicht wieder zu schaffen wäre. Vertrauen erbitten wir daher, auch wenn unsere Arbeit in der Stille einhergeht und nicht viel von sich reden macht!

Viele unserer Mitglieder begnügen sich damit, ihren Beitrag zu zahlen, und glauben, damit genug getan zu haben. Und doch könnten sie zum Erfolge unserer Arbeit manches beitragen. Wie selten erhalten wir aus Mitgliederkreisen einmal eine Nachricht, daß da oder dort das Einschreiten des Landesvereins wünschenswert sei. Gerade unsere Mitglieder sollten ein wachsames Auge haben auf das, was um sie her vorgeht, sollten uns beim Schutze der Natur, der Denkmale von Menschenhand, bei der Bauberatung und bei allen dem helfen, das dem Schutze und der Pflege der Heimat dient. . . . Sie sollten die Fäden spinnen, die uns mit der Provinz verbinden. Es ist so schwer, in Pommern etwas zu erreichen, Verständnis anzubahnen. — Wie leicht sollte es sein, z. B. dem vom Preßverband herausgegebenen Heimatkalender die Wege in der Provinz zu ebnen, wenn die von uns so dringend erbetene Unterstützung durch unsere Mitglieder zur Wirklichkeit würde. Wir geben den Kalender gern in Kommission ab und nehmen zurück, was nicht verkauft ward. . . .

Also um Mitarbeit bitten wir, um verständnisvolle Förderung. Um Vertrauen in unser zielbewußtes Wollen und in die Wichtigkeit unserer Bestrebungen! Im engen Kreise erfolgreich, zum Wohle aber unserm großen Vaterlande: so möge sich unsere Arbeit im neuen Jahre gestalten, und dazu helfe uns, wer ein treues vaterländisches Empfinden im Herzen trägt!

Im Januar 1920.

Reepel.

Den Mitgliedsbeitrag betreffend.

Der Mitgliedsbeitrag beträgt mindestens 4 M. Wir bitten, zur Zahlung die der Mitgliedskarte beigefügte Zahlkarte zu benutzen! Alle Zahlungen sind an die Deutsche Bank, Filiale Stettin, Stettin, Mönchenstraße 20/21, zu richten!

Wir bitten recht dringend, die Zahlung bald leisten zu wollen, damit eine Uebersicht über unsere Kassenhältnisse möglich ist!

Wir empfehlen den Bezug der „Heimatschutz-Chronik“, jährlich 12 Nummern, herausgegeben vom Deutschen Bund Heimatschutz. Bezugspreis 1,50 M. Versand durch die Geschäftsstelle. Die „Chronik“ gibt einen Einblick in die Tätigkeit der deutschen Heimatschutz-Verbände. Der Bezugspreis ist mit dem Mitgliedsbeitrag einzusenden.

Die Geschäftsstelle: Stettin-L., Turnerstr. 61.
Fernspr. 3551.

Schriften und Ansichtskarten des Landesvereins.

1. Alte pommersche Grabmäler. Vergriffen.
 2. Gedanken über Friedhofskunst, von Georg Hannig, Stettin. Preis 20 Pf.
 3. Restbestände von Postkarten.
- An Mitglieder geben wir noch zum Friedenspreise ab:

- a) Landschaftsbilder vom Pommerschen Höhenzuge, nach Kohlezeichnungen von Gustav Milling, 6 Karten im Umschlag 25 Pf.
 - b) Restbestände von Einzelkarten: Schloß Wildenbruch, Fünffsee bei Polzin, Haffberge bei Lebbin, Oberes Lebatall (nach den Steinzeichnungen des Landesvereins). — Bäuerliche Baukunst, Hofeinfahrt (Federzeichnung). — Waldwiese bei Rehrberger Mühle. — 6 Karten 25 Pf.
 - c) Restbestand: 6 Postkarten aus den Naturschutzgebieten in der Lüneburger Heide und in den Steyrischen Alpen. (Im Umschlag 60 Pf.)
- Bestellungen, bitten wir, den Betrag in Briefmarken und das Porto für die Zusendung beizufügen!

Die Geschäftsstelle.

*

Organisation des Landesvereins.

1. Der Verein hat den Zweck, die natürliche und geschichtliche Eigenart der pommerschen Heimat zu schützen und zu pflegen. — Insbesondere erstrebt er: 1. den Schutz der Natur: Schutz der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten (Pflege der Naturdenkmäler), Schutz der Eigenart des Landschaftsbildes; 2. den Schutz und die Pflege der Werke (auch derer der Vor- und Urgeschichte), der Bauten, beweglichen Gegenstände, Straßen- und Flurnamen (Denkmalpflege); Pflege und Fortbildung der überlieferten ländlichen Bauweise, der Volkskunst auf dem Gebiete der beweglichen Gegenstände, der Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten.

2. Vorstand des Landesvereins: Vorsitzender: Landeshauptmann Sarnow. Stellvertreter: Landesbaurat Viering. Kassenvwart: Bankdirektor Lilly. Schriftführer: Lyzeallehrer Keepel. Stellvertreter: Lehrer Besh.

3. Geschäftsstelle: Lyzeallehrer Keepel, Stettin-L., Turnerstr. 61, Fernspr. 3551.

4. Arbeitsausschüsse.

- a) Bauberatungsstelle: Landesbaurat Viering, Stettin, Wrangelstr. 6.
- b) Beratungsstelle für Friedhofskunst und Kriegererehrung: Friedhofsdirektor Hannig, Stettin, Hauptfriedhof.
- c) Ausschuß für Natur- und Vogelschutz: Rektor Paul, Stettin, Kantstr. 7.
- d) Ausschuß für Heimat- und Volkskunde: Professor Dr. Haas, Stettin, Arndtstr. 9.
- e) Werbeausschuß: Sanitätsrat Dr. Buschan, Stettin, Friedrich Karl-Straße.
- f) Schriftleitung der Pommerschen Heimat: Keepel, Stettin-L., Turnerstr. 61.
- g) Provinzial-Lichtbilderei: Mittelschullehrer Richter, Stettin, Friedrichstr. 16.

Aus den Geburtstagen unserer Dorfschulen.

Einige Kapitel pommerscher Dorfchronik von Georg Wiehke in Köslin.

(Fortsetzung.)

Wenn schon die Dünnowen Schulen zu den besten gehörten, wie mag es dann um die in andern Kirchspielen bestellt gewesen sein? Ohne des Großen Kurfürsten energische Verordnungen hätte die liebe Dorfjugend noch lange, lange die goldene Freiheit genießen können. Selbst die Hafener Rügenwalder sorgten erst seit 1683 für den Unterricht der Fischerkinder auf der Münde, indem sie den alten Jakob Ratke zum Schulmeister bestellten. In demselben Jahre finden wir auch den ersten Schulhalter in Saleske, in Wendisch-Tschow (Schlawe), in Ewentin (Schlawe), wo der erfahrene Büdner Heinrich Möller bereits 25 Jahre

unter Leitung des übereifrigen Pastors Zeidler das Schulzepter schwingt. Wusterwitz und Crangen (Pollnow) leisteten sich außer den auskömmlich bezahlten Küstern seit 1661 noch besondere Schulmeister. Erst nach 1835 hatte sich in Wusterwitz die ahythmatische Dorfpädagogik so viel Gunst verschafft, daß der Herr Küster und Organist sich geneigt fand, das Schulehalten seinen übrigen Amtsobliegenheiten einzuverleiben. Die „Janowitzer¹⁾ Küsternorrichtung“ vom Jahre 1689 bietet nicht nur, daß der Küster Sonntag früh die Postille lese, den Pfarrer bei seinen Krankenbesuchen begleite, sondern „die Jugend auch informiere wie schon bisher, deutsch und polnisch, wofür ein jeder zahlet“. Dieser Küster, Hanns Lemberger, „ein Goldschmiedgesell aus dem großen Marienburgschen Werder“, muß ein Schlauberger gewesen sein; er legte nämlich größtes Gewicht darauf, daß ihm nicht nur seine Pflichten, sondern auch seine „Freiheiten“ (Rechte) schriftlich gegeben wurden.

Aus dem Lauenburger Kreise gehen uns aus dieser Zeit andere sichere Schulkunden nicht zu. Nur erzählt eine Chronik dieser Gegend beiläufig und allgemein, daß manche Küster und Schulmeister von „Bagabonden heftig besucht“ worden sind.²⁾ Der umfangreichen Schulchronik des Lehrers Hohenstein zu Zülkenhagen (Neustettin) entnehme ich folgende Notiz: „Mit Gewißheit wissen wir, daß zur Zeit, da der Burgrichter Otto Casimir von Glasenapp Besitzer dieser Dörfer war, hier schon ein eigenes Schulhaus vorhanden war. Erbaut gleich nach dem 30jährigen Kriege, wurde das Lokal von den Lehrern bis 1819 bewohnt. Es war ein eichenes Rauchhaus und stand noch 1856.“ — Wenn wir bedenken, wie gründlich die 30 Kriegsjahre Hinterpommern ausgefogen, wie sie alles geistige Leben vernichtet hatten, so muß uns ein Schriftstück aus Naseband (Belgard) vom 2. Januar 1648, das älteste des Pfarrarchivs, einigermaßen in Erstaunen setzen: „Designation des Salari so der Küster zu Nassebandt von wegen seines Küsterdienstes auf Bewilligung der patronen zum Nassebandt aus dem sammtlichen Kirchspiel jährlichen haben sol zu Volge der loblichen pomirischen Kirchen Ordnung und Fürstlichen Visitations Abscheid: Freie Küsterwohnung, küsterliche immunitet. Der Juncker Bonihn gibt auf freien Willen 2 Schffl. Roggen (mit Widerruff), Junker Somniz 1 Schffl. Roggen und 1 Stg. Eier von jedem Bauern . . .“ (Darauf folgen die gebräuchlichen Akzidenzien.) . . . Aus Drenow 4 Schffl. Roggen von Kleist aus 4 Höfen, . . . und wenn aus Drenow auch die Kinder bei ihm zur schule gehen, giebt Ein Jegliches pro inschtutione aller quartalo 3 Pshllg., Ein Brodt und Wurst oder halbe Schweinkopf waz Ein jeder Vermach und des Winters ein Fuder Holz . . .“ Dasselbe empfängt der Küster unter obiger Bedingung aus Kowalk. Diese Urkunde gibt das seltene Beispiel, wie auch während des wahnsinnigsten Krieges, der doch Gesetze und Mühen zum Schweigen brachte, sich doch noch schwache Zeichen eines Jugendunterrichts erhalten konnten. — Nach der Tretenschen (Kummelsburg) Matrikel von 1590 „soll dem Küster eine bequeme Wohnung erbauet werden, und dann mag er auch Schule halten . . .“ Ob es geschehen, bleibt sehr zweifelhaft. Mit Pastor Martin Wittes Antritt (1686—97) beginnen überhaupt erst Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern: der Küster Jürgen Klappaz klagt heftig über Kürzungen seines Einkommens und bittet um eine Wohnung, da ihm doch Schule zu halten befohlen sei. Bis 1750 aber haben die Tretener Küster, so gut oder schlecht es eben ging, reichum in den Bauernhäusern die „Dorfjugend traktieren“ müssen; ihre elende Wohnung war weitab „auf dem Berghofe“ von der Kirche für 1 Tr. 16 ggr. gemietet worden. „Die Pfarre ist überdies so arm, daß sie nicht Pastor und Küster ernährt“ (1747). Da erhöhte der Patron, Staatsminister von Massow, die Naturalien ein wenig und nahm für das Kirchschulamt „ein tüchtiges Subjekt“ an.

¹⁾ Jannewitz bei Lauenburg.

²⁾ Ganz ähnlich von Rahnwerder bei Rörenberg 1686: „Bagierende Soldaten raubten das Dorf. Auch dem Schulmeister wurde sein Lädchen erbrochen und ihm der Notpfennig gestohlen, trotzdem darauf das Aufknüpfen stand.“

Die Kehrberger Mühle liegt in einem Talgrunde neben der Chaussee Kehrberg—Ripperwiese. Sie ist zuerst 1763 als im Besitz des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Schwedt genannt. Sie wurde damals verkauft und ging Ende des 18. Jahrhunderts in den Besitz der Familie Wegener über, die sie hundert Jahre später an den Forstfiskus veräußerte. Das gegenwärtige Mühlengrundstück ward 1805 erbaut und 1821 einem Umbau unterzogen. Die Hauptteile des Mühlenwerkes stammen ebenfalls noch aus dieser Zeit. Sie bestehen ausschließlich aus Holz und sind sehr gut erhalten. Das 8 Meter hohe Mühlenrad war als oberflächliches Rad eine Seltenheit auf pommerschem Boden. In ihrem ursprünglichen Zustand ist die Mühle von dem 1908 in Berlin verstorbenen Kunstmalers Hoenow gemalt worden. Reproduktionen des Bildes sind im Kunsthandel erschienen. Die Mühle mit ihrer schönen Umgebung ist das Ausflugsziel vieler Wanderlustigen, über die Grenzen Pommerns hinaus. So überwies der Magistrat von Königsberg in der Neumark dem Landesverein einen namhaften Beitrag zu ihrer Erhaltung.

In neuerer Zeit hat der Forstfiskus die Mühle zu einer Försterwohnung ausgebaut. Das ist in sehr schonender Weise geschehen. Der alte, schöne Fachwerkbau blieb vollkommen erhalten. Nur der Teil des Baues, der früher das Mühlwerk, tief in die Erde eingesenkt, barg, erfuhr eine Umgestaltung. So war hinfort nicht mehr Raum für das Werk, und auch das Mühlrad mußte von seinem Platze verschwinden. Der Bau hatte in seinem Gesamtbild aufgehört zu bestehen. Da wandte man sich an den Landesverein mit der Bitte, für die Erhaltung der Mühle zu sorgen. Der Wunsch erschien um so berechtigter, als die Wassermühlen in Pommern immer seltener werden. Indessen war eine Erhaltung nur noch in bedingtem Sinne möglich. Es konnte nur noch darauf ankommen, dem Ganzen unter Erhaltung des Werkes das Aussehen einer Wassermühle zu sichern. Es galt, für das Werk einen Anbau zu schaffen, das Mühlwerk darin unterzubringen und das Rad davorzustellen. Der Anbau ist inzwischen fertiggestellt; denn es gelang dem Landesverein, trotz der Kriegszeit, über 2000 Mark für seine Zwecke zu sammeln. Die aber sind unter Ueberschreitung des Voranschlages infolge der gesteigerten Preise der Baumaterialien aufgebraucht, und noch harret das Mühlrad seiner Wiederherstellung. Die muß aber erreicht werden, soll der Mühle der Charakter als solcher gewahrt bleiben. Und noch eins kommt hinzu. Wird das Rad dem Bau nicht angefügt, so verschwindet der Name „Kehrberger Mühle“ von selber. Mit dem Namen aber wie mit dem Bau als solchem verbinden sich allerhand zum Teil recht drastische Erzählungen, die den sogenannten „Tollen Markgrafen“ zu Schwedt zum Gegenstande haben. Sie würden zugleich mit dem Namen der Vergessenheit anheimfallen. Das wäre sehr zu bedauern; denn wieder wäre ein Schritt weiter getan zur Verarmung am geistigen Besitz unseres Volkes. Aus diesem Grunde hat der Landesverein beschlossen, den Bau nicht aufzugeben, sondern abermals an den Idealismus unseres heimischen Volkes zu appellieren, das sicher mit dazu beitragen wird, daß ein Stück pommersche Poesie nachfolgenden Geschlechtern erhalten bleibe.

Von Heimatschutz und Heimatpflege in Pommern.

1. Verein für Heimatpflege in Rügenwalde.

Am 4. Dezember sprach Herr Lehrer Rosenow über: „Das herzogliche Schloß zu Rügenwalde, seine Geschichte und seine Würdigung.“ An der Hand von Lichtbildern ward zunächst der Bau beschrieben und zwar auf Grund eines Inventarzeichnisses von 1648. Dann ging der Vortragende auf die Geschichte ein.

Die geologischen Untersuchungen der Landesgeologen Berndt, Keilhad und Fink beweisen, daß der Lauf der Wipper in früherer Zeit ein anderer war, der Durchstich bei Rügenwalde ein künstlicher. An der Hand von Bronzefunden wies er nach, daß an der Stelle schon im 1.—3. Jahrhundert n. Chr. hier eine Ansiedlung bestanden haben müsse. Dann taucht im 13. Jahrhundert die Burg Dirlow bei Rügenwaldermünde auf, die oft mit dem Schlosse ver-

wechselt worden ist. Von 1352 an ist die Geschichte des Schlosses lückenlos. Darauf stellte er den allgemeinen ethischen Wert des Schlosses als eines Stückes Wirklichkeit aus einer längst entschundenen Kulturzeit fest und seinen besonderen für Pommern und Rügenwalde. Zahlreiche Funde erläuterten den Vortrag. Im Anschlusse daran gab der Redner ein Lebensbild des niederdeutschen Dichters und Herausgebers des „De Geßom“, Albert Schwarz, geb. am 16. 10. 1859 in Wandhagen im Rügenwalder Amte, der also vor einigen Wochen seinen 60. Geburtstag feierte.

2. Von Heimatschutz und Heimatpflege im Kreise Greifenberg.

In Treptow a. N. ist vor einigen Jahren besonders durch das Verdienst des Rechnungsrats v. Malotki ein Verein für Heimatschutz und Heimatkunde gegründet worden, der bestrebt ist, für alle heimatischen Verhältnisse Teilnahme zu erwecken und zu erhalten. Ganz besonders hat er es sich angelegen sein lassen, ein Museum einzurichten. Es ist im Rathause untergebracht und enthält bereits eine nicht unbeträchtliche Sammlung vorgeschichtlicher oder geschichtlicher Denkmäler und Erinnerungen, unter denen sich manche recht wertvolle Stücke befinden. Nicht ganz leicht aber ist es, das Interesse der Bevölkerung an diesen Bestrebungen wach zu erhalten, aber immerhin ist ein kleiner Kreis vorhanden, der sich an den Arbeiten beteiligt.

In Greifenberg hat man von der Einrichtung eines solchen Ortsmuseums Abstand genommen, aber besonders in der letzten Zeit nicht unterlassen, den Sinn für die Heimat zu wecken. Im Oktober 1919 wurde eine Ausstellung „Alt-Greifenberg“ veranstaltet, in der Bilder, Einrichtungsgegenstände, kunstgewerbliche Sachen usw. älterer Zeit in einer sehr ansprechenden Weise ausgestellt waren. Die Teilnahme, die man diesem Unternehmen entgegenbrachte, und der Besuch waren sehr erfreulich, und man konnte bemerken, wie sehr sich alle an diesen heimatischen Erinnerungen erfreuten. In den Volkshochschulkursen wurde eine Reihe von 6 Vorträgen über Heimatgeschichte und Heimatkunst gehalten, sehr zahlreich besucht und mit größter Aufmerksamkeit angehört. Dabei wurde auf den Heimatschutz nachdrücklich hingewiesen. Der „Gemeindebote“, ein für die Synode Greifenberg herausgegebenes Monatsblatt, enthält fast regelmäßig Aufsätze aus der Heimatgeschichte. So ist zu hoffen, daß auch im Kreise Greifenberg in Stadt und Land der Gedanke des Heimatschutzes feste Wurzeln faßt.

M. W.

E. M. Arndt (1769—1860).

1. Wer sich selbst verläßt, der wird verlassen; das Volk, das an sich verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt, und die Geschichte schweigt auf ewig von ihm. Unser Volk ist in einem jeglichen von uns — darum laßt uns wacker sein!

2. Deutscher Mensch! Fühle wieder, vernimm, und fürchte, was ewig bleibt! Die Zeit ist gekommen, wo du durch unbeschreibliche Plagen und Drangsale erkennen sollst, was allein dich retten kann. Von der Nordsee bis zu den Karpathen, von der Ostsee bis zu den Alpen muß ein Glaube, eine Liebe, ein Mut das ganze deutsche Volk durchziehen. Denn, wenn du solches fühlst und erht, beginnt dein neues Leben und deine neue Geschichte.

Dr. H a ß.

Das Sonnenreiten.

Im Jahre 1742 studierte Johann Christian Müller, Sohn eines Stralsundischen wohlhabenden Bürgers, Theologie in Greifswald und wurde nach seiner Studienzeit Hauslehrer bei der verwitweten Regierungsrätin von Engelbrechten geb. v. Corswant in Wendisch-Baggendorf, einem Dorfe zwischen Grimmen und Tribsees. Er schrieb ein Tagebuch über alle seine Erlebnisse.

Das Engelbrechtsche Haus hatte, wie er erzählt, häufig Gäste, darunter auch die Herren von Fetber von Thurow,

einem Dorfe, das in der Nähe von Wend-Baggendorf liegt. Es waren zwei leichtlebige Junker, von denen der ältere gern von seinen Reisen nach Frankreich, Holland und England prahlte. Er hatte einmal hinter dem Stuhl einer königlichen Prinzessin von Frankreich gestanden, als sie Karten spielte. Er war bei der Morgenaudienz am königlichen Hofe zu Versailles gewesen. Er hatte sich in Paris oft einer leichten zweirädrigen Chaise bedient; er hatte bald diese, bald jene große Ehre gehabt. Er war voll von dem Wettrennen in England. Das war so sehr nach seinem Geschmack, daß er dergleichen auch zu Hause anstellte.

Die Fräulein und die jungen Herren v. Engelbrechten und auch der Kandidat Müller wurden von ihm zu diesem Feste nach Thurow geladen, wo man schon eine starke Gesellschaft antraf. Nach dem Kaffee machten sich alle auf den Weg; die Damen fuhren, die Herren spazierten. Sie kamen endlich auf eine große Ebene, wo ein Gezelt aufgeschlagen war, und nicht weit davon war in Form eines Winkelmahes grüner Maien gesetzt, um die Laufbahn anzuzeigen. Hier hatten sich alle Ferberschen Bauern mit ihren Knechten, Jungen und besten Pferden einstellen müssen, damit sie um die Wette ritten. Es wurden als Preise für die besten Reiter Kleinigkeiten ausgesetzt, außerdem aber eine Tonne Bier aufgelegt. Dabei wurde ausgemacht, daß die Preise von Jahr zu Jahr erhöht werden sollten.

Alle Reiter muhten sich in eine Linie stellen und auf ein gegebenes Zeichen auf das Ziel zu jagen, wo dann alle gewaltig auslegten, viele aber weit zurückblieben. Dies sollte die Bauern aufmuntern, auf gute Pferdezuht zu halten.

Nach englischem Geschmack singen die Ferbers auch an, ihren Pferden die Schwänze zu stutzen.

So weit Müller in seinem Tagebuch. Auf den Ferberschen Gütern — Thurow, Delsdorf, Voigtsdorf, Brönkow usw. — wurde das Wettreiten dann Jahr für Jahr fortgesetzt und bald dahin abgeändert, daß eine leere Tonne aufgehängt wurde, die man während des Rittes zu schlagen bemüht war.

Der Mittelpunkt des heutigen Tonnenreitens in Neuvorpomern scheint uns Gremersdorf im Grimmener Kreise zu sein. —w.

3/ Rekin a. Randow.

„Die Geschichte eines brandenburgisch-pommerschen Dorfes“ — so hat Heinrich Beckmann-Stettin die im Kommissionsverlag von Johs. Burmeisters Buchhandlung im Mai 1919 erschienene Monographie seines Heimatdorfes betitelt. Beim Lesen seines lenzhaft-sonnigen Maien-Vorworts standen mir aus eigenen Jugendtagen die schönsten wie Tauperlen und glitzernde Sonnenstrahlen eingeschärften Stellen aus des jungen „Werthers Leiden“ wieder plötzlich vor der Seele und, nachdem ich mich liebevoll in daselbe versenkt, muhte ich sagen: Der Wunsch, den der Sohn der Rekiner Erde mit seinem „Büchlein“ verbunden, „das Erbe der Väter zu ehren“, ist ihm, zumal „in kummervoller Zeit“, doppelt in Erfüllung gegangen. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt . . . !“

Dies beifällige Urteil mögen einige Inhaltsproben begründen und bestätigen. Für den Namen des Dorfes gibt B. auf S. 9 (Die Wendenzeit) folgende Erklärung: „R. soll von dem slavischen Worte „reka“ = Fluß abgeleitet sein. Es ist möglich, daß etwa i. J. 500 im Randowtal noch ein breiteres träges Gewässer zu finden war als heute.“ Was B. dann vom „Reichensee“ in der Nähe des „Burgwalls“ (des R. beherrschenden Berges) erzählt, bringt schon Wutstrack in seiner „Kurzen historisch-geographisch-statistischen Beschreibung von dem königlich-preussischen Herzogthum Vorpommern und Hinter-Pommern“ (Stettin, 1793 bei Joh. Samuel Leich) S. 371/2, auf den als eine Fundgrube für Heimatforscher in diesem Zusammenhange empfehlend hingewiesen sei. Historisch wertvoll ist dann die Notiz auf S. 13: Am 12. Februar 1295 wird Rekin zum ersten Male urkundlich erwähnt. Der Bischof Wizlaus von Ramin schenkt der Marienkirche, die in Stettin auf dem Marienplatz zwischen

den beiden Domstraßen stand, 4 Hufen in „Rekin bey der Lochnitz“ (Lochnitz, Löhnitz oder Löckenitz, ältester Name für die Randow, vgl. Wutstrack a. a. O. S. 202, Anm. 322). Man erhält bei der Gelegenheit auch noch folgende orts- und familiengeschichtlich wichtige Namenserkklärung: „Die Wuffows (denen die Pommernherzöge im vierzehnten Jahrhundert Haus, Stadt und Land Löhnitz pfandweise „versetzten“), waren Nachkommen eines Stettiner Rats Herrn Wekel, dessen Sohn nach dem bei Stettin gelegenen Dorfe den Namen Wuffow angenommen hatte“. In den Kämpfen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg (seit 1411 Verweiser der Mark Brandenburg) „ächete Kaiser Sigismund unter vielen andern auch den Besitzer von Löhnitz, Peter Wuffow“. „Das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges 1614—1714“ (S. 24 f.) hat R. wie vielen andern Pommernbüchern schwere Leiden gebracht. „Die Gehöfte sind abgebrannt, viele Menschen getötet worden, die wüsten Hofstellen jahrelang liegen geblieben. Fremde Bewohner, die an andern Orten sich gerettet haben, kommen und bauen das Dorf wieder auf.“ In der schlimmen Schwedenzeit mit ihren rohen Qualereien „flüchteten die Bewohner in das dicke Gebüsch im Bruchland und hielten sich dort so lange versteckt, bis die Gefahr vorüber zu sein schien. Der Acker war schon lange un bebaut. Die Hungersnot war so groß, daß Hunde und Katzen verzehrt wurden. Es soll vorgekommen sein, daß sich die Menschen gegenseitig vor Hunger anfielen, kochten und verzehrten“. In dem Abschnitt „Die letzten Grundherrschaften von Ramin 1714—1846“ erfahren wir dann mehr über die passive Beteiligung Rekins an den Leiden des 7jährigen Krieges (1757/8). „In R. starben 2 fremde Soldaten und wurden von Pastor Grützmacher auf dem Friedhofe beerdigt“ (S. 35). 1806/07 sind die Franzosen auch nach R. gekommen. An den Befreiungskriegen haben nachweislich 8 Rekiner teilgenommen, von denen 2 für König und Vaterland gefallen sind, 1 an den erhaltenen Wunden 1817 gestorben ist. Der Abschnitt „Von der Landteilung bis zur Moor- und Kultur 1843—90“ (S. 53 ff.) unterrichtet die Leser dann über die Teilnahme der Rekiner an der Bekämpfung des Polenaufstandes (1830), an der Befreiung Schleswig-Holsteins 1864 sowie an den deutschen Einigungskriegen 1866 und 1870/71. Und schließlich wird der vorletzte Abschnitt „Rekin im Weltkriege“ mit seinen sorgfältig gesammelten und gesichteten volkswirtschaftlichen Beobachtungen eine weit über unsere Zeit hinausreichende bleibende Bedeutung behalten. Noch wichtiger für den Freund und Jünger der Heimatkunde wollen mir freilich die liebevoll beobachteten und verwerteten Züge der Volksfite und des Volksaberglaubens erscheinen, die das ganze Heimatbuch wie ein goldener Faden durchziehen und zusammenhalten. So hat B. aus dem Juni 1864 (S. 57) folgende wichtige Stettiner Zeitungsnote der Vergessenheit entrisen: „Nach einem in unserer (R.-er) Gegend verbreiteten Volksglauben sät Gott zweimal, wenn es am Himmelfahrtstage regnet, und da letzteres in diesem Jahre geschehen ist, so sieht auch ein Teil der ländlichen Bevölkerung aus diesem Grunde einer guten Ernte entgegen.“ Auch die mit der Dorfpoesie unlöslich verbundenen Störche fehlen im Rekiner Heimatbilde nicht. „Sorgfältig wurde von den Kindern darauf geachtet, ob man einen Storch zuerst fliegen sah, weil man dann im kommenden Jahre recht fleißig wurde, oder ihn stehend erblickte, was als ein Zeichen künftiger Faulheit gedeutet wurde. Hörte man ihn gar zuerst klappen, so erwartete man, viele Teller und Schüsseln zu zerbrechen.“ (S. 65.) Die von Hans Hoffmann in einem seiner Pommernromane schon für die Zeit des Großen Kurfürsten angenommene Sitte des Taubenabwerfens ist auch in R. bekannt und beliebt. „Das Fest der Knaben war der 1. Pfingsttag. Dann taten sich mehrere zusammen und warfen eine Taube ab . . . Wer den Rumpf von der hohen Stange herunterwarf, war der König. Bei ihm wurde an dem Tage Kaffee getrunken. Der glückliche Treffer des Schnabels war der Kronprinz und der Gewinner des Szepters der Diener.“ Den Volkswirtschaftler wird die Kunde erfreuen, daß noch im 19. Jahrhundert in R. Bier gebraut wurde (S. 64). . . . Gewöhnlich nahm man noch

Die Apologie von Dramburg aus dem Jahre 1768 vom Major Friedrich du Moulin.*)

Motto: „hic vivimus ambitiosa paupertate omnes“.

Stadt, der es sonst an nichts denn nur — an allem fehlt,
Dramburg, die Beelzebub zum Leibgeding erwählt,
Verfluchtes Razennest und Mißgeburt von Städten,
Wie lange soll ich noch auf deine Pflaster treten?
Wer dich bewohnen muß — und trägt es mit Geduld,
Der büßet tausendfach der größten Sünden Schuld!
Ja, lieber wollt' ich fast bei Tartar'n und Kalmuden
In wilden Horden ziehn und Pferdefleisch verschlucken! —
Jedoch, es sei gewagt, es schildre dich mein Kiel,
Und tunkt ich ihn in Dreck, geschäh' dir nicht zu viel;
Denn du zeigst klärlieh an, daß auf dem Rund der Erden
Nur alles Rot und Staub und wieder Dreck muß werden.

Fürs erste herrschet hier ein fünftes Element,
Die Putrefaktion, so wird's mit Recht genannt,
Denn man kann jedermann aus beiden Augen lesen,
Daß, wer in Dramburg wohnt, schon lebend muß verwesen.
Neun Monat wütet hier des strengen Winters Macht,
Drei Monat regnet es, so ist das Jahr vollbracht.
Phöbos blickt selten her, damit sein holdes Auge
Nicht etwa Dramburgs Wust zur Atmosphäre lauge.

Glückselig ist der Mensch, der hier noch schlafen kann!
Um 10 Uhr bricht der Tag im Christmond endlich an
Und dringt mit fahlem Licht durch blinde Fensterscheiben.
Darauf ertönt ein Horn: man siehet Schweine treiben;
Das Heer wühlt grunzend fort im Schlamm bis an den Bauch.
Ein alter Ofen füllt mein Zimmer voller Rauch;
Mach ich die Fenster auf und suche Luft im Freien,
Riech ich zum Morgengruß den Duft von hundert Säuen.
Ich schlag' es donnernd zu und mache gleich den Schluß,
Der Genius des Orts sei selbst Stertadius.
Unwissend in der Angst, da Dampf und Rauch mich blenden,
Zu welchem Heiligen ich mich soll immer wenden,

Ist endlich dann mein Feuer im Ofen ausgebrannt,
Nehm ich voll Ungebul die Feder in die Hand;
Sie bleibt mein einziger Trost bei hunderttausend Grillen.
Zu lesen find' ich nichts denn Cubachs und Postillen,
Und brächt' der Posttag nicht noch eine Zeitung her,
So glaubt' ich, daß ich nicht mehr in Europa wär'.
Vielmehr, daß ich verbannt, der zweiten Katharinen
Müht' in Sibirien als Sobelfänger dienen.

O fordernde Natur, wie stillt man aber dich?
Der Hunger bleibt ein Feind, der ewig fürchterlich.
Er will befriedigt sein. Wohlhan, man muß verschlucken
Zur alltäglichen Kost Kartoffeln, Brot und Brücken.
Ein Hering ist doch sonst im ganzen Land gemein;
Hier gehen Wochen hin, daß öfters keine sein.
„Am Markte“, heißt es dann, „sind Fische heut vorhanden!“
Ich eil' und sehe zu, so sind sie abgestanden
Und stinken fürchterlich, wie eh'mals Lazarus,
Daß man für Ekel sich die Nase stopfen muß.
Drei Metzger sind allhier, die ihre Acker bauen,
Und lassen frisches Fleisch viermal im Jahre schauen.
Wer selbst nicht schlachten läßt und Eigenwirtschaft hat,
Der bleibe ja entfernt von dieser öden Stadt.
Wo nicht, so wird ihn bald Not und Erfahrung weisen,
Daß er mit Appetit kann nach den Bildern speisen.

Wie steht es nun um dich, du höchst gepriesener Wein?
Kann auch vor Zeiten hier ein Lot gewesen sein,
Der durch der Töchter Reiz im Rausche wird versucht,
Und daß der Rebensaft um dieser Schuld verfluchet?

*) Dieser etwas über 150 Jahre alte gereimte „Stoßseufzer“ dürfte als Beitrag zur Kulturgeschichte unserer pommerschen Kleinstädte seine Bedeutung haben. Er wird das jegige Geschlecht nicht beleidigen können; denn wir bezeugen es gern, daß Dramburg heute eine ebenso freundliche wie saubere Stadt ist.
Die Schriftleitung.

Wahrlich, ich glaube fast, daß etwas daran ist!
Soviel ist ganz gewiß, hier wohnt ein Antichrist:
Macht Christus dort aus Huld dem menschlichen Geschlechte
Aus Cannas Wasserquell den besten Wein zurechte,
So kehrt es dieser um als wie ein Schelm von Wirt
Und gießt soviele dazu, daß es halb Wasser wird.

Treibt mich die Ungebul bisweilen vor das Tor,
Mein Gott, wie öde kommt mir diese Gegend vor!
Rings kahles Stoppelfeld, vier faule Aspottuben
Sind zur Erquickung nur und Augenlust beschieden.
Die leichte Drage schleicht durch Steine mühsam fort —
Kurz, was nur lebend ist, entweicht von diesem Ort;
Kein Wildpret merket man durch grüne Auen streichen,
Ein Rebhuhn möchte man dem Phönix fast vergleichen,
Ein Hase ist nur hier dem Namen nach bekannt,
Weil er so seltsam ist als wie ein Elefant.
Nur Krähen siehet man am faulen Luder zehren,
Wovon sich auch bei Nacht die Wölfe und Füchse nähren.
Sowie bei Jericho nach der Posaunen Schall
Die Mauern trachteten und neigten sich zu Fall,
So liegen selbige bei uns längst überm Haufen,
Auch ist schon mancher Wolf bei Nacht hereingelaufen.
Betrübt eil' ich zurück dem hohen Storchnest zu,
Das überm Tore schwebt und trachte nach der Ruh'.

Komm ich nun in die Stadt mit halb zerstreuten Geister,
So rennt mir auf den Leib ein blinder Bürgermeister.
Hier brüllt ein dürrer Doh', dort hält ein Fuder Mist,
Da steht an einer Eck' ein altes Weib und pißt.
Dort hör' ich ein Geplär von sechs Israeliten,
Die Gott noch auf Hebräisch den guten Abend bieten.
Ich, der ich nun kein Vieh und keine Gottheit bin,
Natürlich sehn' ich mich zu Meinesgleichen hin,
Ich suche Menschen auf — und fände sie so gerne,
Als wie Diogenes mit brennender Laterne.
Drei Menschen sind nur hier, die oft beschäftigt sein:
Da heißt es denn für mich: „Bleib' heute hübsch allein
Und sitz' in deinem Nest gleich einem scheuen Hasen,
Bis du um 8 Uhr hörst die Ruhtrumpete blasen!“
So schrecklich fürchterlich, wie die Posaune klang,
Wobon Johannes dort apokalyptisch sang,
So schießt der rauhe Ton aus dieser Feldtrumpete;
Dann ist kein anderer Rat, man lege sich zu Bette.

So geht ein Tag vorbei in dieser wüsten Stadt,
Ein Tag, der hundert noch von seinesgleichen hat;
So wird die edle Zeit in diesem Nest verdorben, —
Verzeih' mir, edler Gott; ach, wär' es ausgestorben!
Indeß, wer weiß, ob nicht mein Wünschen wird erhört,
Schon ist die Menschheit hier gewaltiglich zerstört.

Genug, ich halte ein; denn der verdammte Ort
Verdienet in der Tat nun ferner mehr kein Wort.
Sollt' ich von Rind und Schaf und alten Hütten schreiben,
Die längst dem Einfall droh'n? Nein, hierbei soll es bleiben.
Mit Seuffzen schließ' ich denn und frage nur allein,
Wie lange soll hier noch mein Ostracismus sein,
In dieser Nachbarschaft phantastisch toller Polen?
Komm ich nicht bald heraus, muß mich der Teufel holen.

Beiträge zur pommerschen Sagentunde.

Von W. Schönege.

20. De Frugendärsch Kirch.

Wer Frugendärsch für dumm verkäfft,
Dei irrt sich oaber sehr.
Doarvon will id juch ä Bätke hiet vertelle.
Dat sind kein olle Kamelle,
It uk all lang wat her.

Eis wolle sei ne Kirch sich bu-e,
Ne richtig Kirch mim Torm.
Doch dat Gild im Biedel wull nich reike;
Drum wulle se bie'm Kenig dat verseike,
O hen ging't denn im Storm.

De Kenig fickt de Buploan an
 O hät doaran sien Freid,
 Hei verspreckt, dat Gild denn od to gäwe.
 Uppe Rand vom Ploan hät hei bloß schräwe:
 Der Turm, der bleibt heiseit!

De Frugendärpsche bu-e los
 O bu-e sich ne Kirch.
 Bloß de Torm, dei steht so wat bieftede;
 Dat siehst du all von Wiede,
 Rimmst von Stettin du dirch.

So keime sei tom Kirchetorm.
 De Kenig hät betraacht
 O hört frägt: „Koamt mi nich so ball mehr wedder,
 Sift frög ji doch noch wat up't Ledder
 O ware frisch versoaht!“

21. Das Irrlicht bei Dargebanz.

In der Nähe von stehenden Gewässern, Sümpfen und Morästen erscheint gar oft dem einsamen, nächtlichen Wanderer in der Finsternis ein Licht auf seinem Wege, wie wenn eine Laterne vor ihm hergetragen werde. Der Wegkundige wird sich dadurch nicht beirren lassen. Wehe aber dem Ahnungslosen, der dem trügerischen Scheine in dem Glauben folgt, es gehe jemand vor ihm, der den Weg kennt. Er wird in die Irre geführt, gerät vom Wege ab in See oder Sumpf und muß elend umkommen.

Einem Wanderer, der zur Nachtzeit von Wollin nach Dargebanz ging, erschien kurz vor dem Dorfe solch ein Licht. Er kannte dessen Tücke wohl, aber auch seinen eigenen Weg und sein Ziel. Mäßig lenkte das Licht vom Hauptwege in einen Seitenweg ein, der an einigen Gehöften vorbei über die Wiesen nach dem Haff führt. Der Mann folgte bis zu dem Hause, in dem er zu übernachten gedachte, und sah dem Lichte nach, das über den Wiesenweg nach dem Haff zu verschwand. Er hatte ihm nicht den Gefallen getan, ihm zu folgen und im Haff zu ertrinken. Vielmehr blieb diesmal das Irrlicht der angeführte Teil.

22. Vom Alabautermann.

In der Bibel wird uns erzählt, daß die Menschen einst einen Turm bauen wollten, dessen Spitze in den Himmel reichen sollte. Der liebe Gott zerstörte aber den Turm und zerstreute die Menschen in alle Länder der Erde, daß sie aufhören mußten, zu bauen. Doch der Böse ruht nicht. Noch heute wirbt er in aller Herren Länder seine Gesellen, die daran bauen, bis das Werk fertig ist. Untereinander erkennen sie sich an einer silbernen Maurerkelle, die jeder von ihnen mit sich führt. Einer steht dem anderen bei, und alle sind sie reiche Leute. Viele Schiffer gehören zu ihnen. Kommen die in einen fremden Hafen, so haben sie stets neue Ladung, sobald die alte gelöst ist, während andere lange liegen und warten müssen. Solch ein Kapitän hat stets bei sich an Bord einen Alabautermann, der die Schiffsbesatzung überwacht.

Einst ließ sich ein Matrose aus Swinemünde auf einem neuen Schiffe anmuntern. Er wunderte sich darüber, daß der Schiffsjunge zu allen Mahlzeiten einen Teller mehr auftragen mußte, als Mannschaften an Bord waren, und der faule Schiffsjunge ärgerte sich jedesmal über die Mehrarbeit, die er beim Abwaschen hatte. In einer Nacht, als der Kapitän Wache hatte und der Matrose am Steuerrade stand, zeigte der erstere ihm die silberne Maurerkelle. Als bald darauf der Matrose wieder nachts am Steuerrade stand, sah er auf einmal neben sich ein Männlein, das kaum anderthalb Fuß hoch war. Der Matrose sprach zu ihm: „Goah hier weg! Wat stehst du mi im Weg?“ Darauf verschwand das Männlein.

Ging der Schiffer im Hafen von Bord, so folgte ihm der Alabautermann auf dem Fuße. Dann machte sich der Schiffsjunge hinterher und neckte und ärgerte den kleinen Mann mit einer Rute. Dafür sollte er böse bestraft werden. Als einmal in einem fremden Hafen die Mannschaft ans Land gegangen war und sich in einer Wirtschaft einen vergnügten Abend gemacht hatte, vermischte man bei der Heimkehr den Schiffsjungen. Am andern Morgen fand man

seine Leiche auf dem Hofe der Wirtschaft. Der Böse hatte ihn geholt.

Nach für den Schiffer war seine Zeit gekommen. Als auf der Heimfahrt das Schiff vor Helsingör kam, erschien an Bord der Teufel. „Weißt du auch“, sprach er zum Kapitän, „daß ich dich holen muß?“ „Weißt du auch“, erwiderte lachend der Schiffer, „daß du vorher deine Probe bestehen mußt?“ Der Teufel besann sich auf die eingegangene Verpflichtung. Der Kapitän ließ den Madellspießer glühend machen. Das ist ein starker eiserner Dorn, den die Seeleute zum Splissen der Tawe benutzen. Er gab ihn dem Höllenfürsten in die Hand, dazu zwei Pferdehaare, und trug ihm auf, die beiden letzteren miteinander zu versplissen. Das brachte natürlich selbst der Teufel nicht fertig. Mit einem grausigen Fluch fuhr er über Bord und ritz den Anker mit sich in die Tiefe. Seither heißt es in der Seemannssprache: „Vor-Helsingör liegt der Teufel vor Anker.“

23. Von der schwedischen Kriegskasse.

Als die Kaisersfahrt vom pommerschen Haff nach der Swine durchgestochen wurde, erhielten die dabei beschäftigten Arbeiter ihren Lohn in dem nahe gelegenen Dorfe Wozig ausgezahlt. Als einer von ihnen an einem Lohnungssonabend um die Geisterstunde auf seinen Baggerprahm zurückkehren wollte, sah er in einem Bauerngarten ganz nahe bei dem Backofen einen Feuerstein wie von glimmenden Kohlen. Bald loderten helle Flammen bis zur Stammhöhe des danebenstehenden Birnbaumes empor. Sofort wußte der Mann, daß dort ein Schatz vergraben sei und daß das Geld jetzt brenne.

Ganz heimlich ließ er sich vom Schmied eine Suchnadel anfertigen. Das ist eine eiserne Stange von 4 Fuß Länge und Fingerstärke. Am unteren Ende trägt sie eine scharfe Spitze, während sie oben zu einem Handgriff gebogen ist. Mit diesem Instrument bewaffnet, begab sich der Mann in der Nacht an den bewußten Ort. Nach wenigen Nadelstichen in den Boden stieß er auf einen festen Gegenstand. Nach dem Ton, der aus der Tiefe drang, mußte es eine schwere hölzerne Kiste sein. Weitere Stiche belehrten den Mann, daß die Kiste eine Länge von 5½ Fuß und eine Breite von nicht ganz 4 Fuß hatte.

Auf früheren Seefahrten hatte sich der Schatzsucher ein kleines Vermögen erspart. Damit beschloß er, dem Bauern sein Grundstück abzukaufen; doch der wollte nichts davon wissen, trotzdem er ihm zuletzt 40 000 Taler bot. Da auf diesem Wege das erstrebte Ziel nicht zu erreichen war, verriet er dem Bauern sein Geheimnis und machte ihm den Vorschlag, gemeinsam den Schatz zu heben und dann zu teilen. Auch das lehnte der Bauer ab.

Als der Kanal fertig war, kehrte der Seemann wieder zu seinem alten Beruf zurück und vergaß den Schatz in Wozig. 15 Jahre später traf er in Swinemünde den Bauern wieder, der mit seinem Fuhrwerk nach der Stadt gekommen war. Sofort fiel ihm das alte Erlebnis wieder ein. Er grüßte und ging weiter. Nach wenigen Schritten fand er auf der Straße eine alte Silbermünze von Talergroße aus dem 17. Jahrhundert. Unverzüglich machte er sich auf den Weg nach Wozig, um selbst festzustellen, was aus dem Schatz geworden sei. Dort erfuhr er, daß der alte Eigentümer sein Grundstück für teures Geld verkauft, sich eine weit größere Besitzung gekauft hatte und ein reicher Mann war. Der Held unserer Geschichte stellte nun gemeinsam mit dem neuen Besitzer Nachgrabungen an, jedoch ohne Erfolg. Es lag klar auf der Hand: Der Vorgänger hatte den reichen Schatz gehoben. Das war aber die schwedische Kriegskasse gewesen, die die Schweden auf ihrer Flucht von Wollin her megen ihrer Schwere nicht hatten über die Swine bringen können und darum hier vergruben.

2 Die Kehrberger Mühle.

In seiner letzten Vorstandssitzung beschäftigte sich der Landesverein mit der Frage der Erhaltung der Kehrberger Mühle bei Greifenhagen. Die Angelegenheit ist kurz folgende:

einen 2. Abzug, den Kofent (Klosterbier, aus der Mönchs-sprache stammend!), während das gute Bier bei schwerer Arbeit getrunken wurde. In den achtziger Jahren hörte das Bierbrauen in R. allmählich auf, da in Pödnitz ein billiges Braunbier hergestellt und jedem Bauern zum Kauf ins Haus gebracht wurde. Der Topograph wird seine helle Freude haben, nicht nur an den auf S. 38/9 zusammengestellten Flurnamen (z. B. Bickbuschaderruten, Altdammstücke, Lütkenhohlenwegstücke, Brummörter, Schlaförter, Bäwerneß), sondern ganz besonders an dem letzten Abschnitt „Die Rezhiner Bauernhöfe“ (S. 79—97), einem Kabinettstück für sich. Möge diese vorbildliche Dorf-Monographie ebenso natur- wie heimatliebende Nachfolger finden, die als echte Söhne ihrer Vaterscholle deren bleibende Schönheiten mit dem Auge der Liebe erschaut und in ein dankbares Herz geschlossen haben!

Studienrat Dr. Haß-Schneidemühl.

Neue Bücher.

H. Conwenz: Die Beziehungen der Naturdenkmalpflege zur Vorgeschichte und zur Volkskunde. S. M. aus der Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1919, Heft 1 S. 31—60.

Die vorliegende Abhandlung geht von der Erwägung aus, daß die Naturdenkmalpflege nicht selten bei ihren Maßnahmen auch Denkmäler von vorgeschichtlicher oder volkswundlicher Bedeutung zu schützen hat und daß umgekehrt der Schutz solcher Gegenstände auch die Erhaltung von Denkmälern der Natur in sich begreifen kann. Diesen Zusammenhang erläutert der Verfasser an zahllosen Beispielen, indem er die Naturschutzgebiete, die Moore, die Burgwälle, die vorgeschichtlichen Grabanlagen, einzelne Baum- und Tierarten und die Flurnamen durchmustert. Von den Naturschutzgebieten Deutschlands behandelt der Verfasser den Lüneburger Naturschutzpark, das Plägefenn, das Zehlaubbruch in Ostpreußen, den Rotstein bei Löbau, den Federsee in Württemberg, die Garchinger Heide in Bayern u. a. Unter den Burgwällen, bei deren Sicherung oft neben den geschichtlichen auch naturwissenschaftliche Interessen gepflegt werden, befindet sich auch ein pommerscher, der Burgwall zu Arkona; er wird als „ein ausgezeichnetes Beispiel für das Zusammentreffen eines Naturdenkmals (Steilküste aus weißem Kreidegestein) und eines vorgeschichtlichen Denkmals“ bezeichnet. Bei Besprechung der megalithischen Gräber, der Steindenkmäler und der erratischen Blöcke wird der jetzt nicht mehr vorhandene Breite Stein zu Virchow erwähnt, an den sich mehrere Sagen knüpfen (Pom. Wde. III 143. Haas: Pom. Sagen 158). Wenn der Verfasser hinzufügt, daß mit der Zerstörung des Virchower Steingrabes „eins der letzten Steinzeitgräber der Provinz verschwunden sei“, so ist das glücklicherweise nicht so ganz wörtlich zu nehmen. Der Stein, aus dem Blut fließt, wenn er verletzt wird, erinnert an den Blauen oder Blutigen Stein, der auf der altgermanischen Gerichtsstätte zu liegen pflegte. Zu den Steinen, die durch ein darauf errichtetes Kreuz (oder Krucifix) geschützt sind, gehört auch der Große Stein zu Groß-Tychow (Kreis Belgard), der gleichfalls sagenreich ist (Haas: Pom. Sagen 133). Ueberhaupt hat in diesem Abschnitt die Volkskunde und insbesondere die Volksfrage eine große Bedeutung. Zahllos sind die Sagen, die sich an die großen Steine knüpfen — sagt der Verfasser —; sie greifen teils in die Heidenzeit zurück, teils bringen sie die Blöcke mit Riesen, Zwergen oder dem Teufel in Verbindung, teils fassen sie sie als Zeugen der strafenden Gerechtigkeit auf, die sündige Menschen in Steine verwandelte; Eindrücke, Rinnen, Quarzgänge im Gestein deutet das Volk im Sinne seiner Vorstellungen. Von den einzelnen Baumarten werden besonders Eibe, Hülse, Wacholder, Beutefiefer besprochen. Ein Reservat von Hülsbüchen (Stechpalme, Christusdorn) haben wir auch in Pommern aufzuweisen: es sind die auf dem Nordende der Schmalen Heide auf Rügen wachsenden Hülßen, die schon Matthäus von Nor-

mann um 1540 als Wegmarke erwähnt. Besonders fruchtbar können die Flurnamen gemacht werden, mit deren Sammlung in Pommern jetzt eben der Anfang gemacht worden ist. — Da zweifelsohne Wechselbeziehungen mannigfacher Art zwischen der Naturdenkmalpflege, der Vorgeschichte und der Volkskunde bestehen, so muß auch im Bereich der Verwaltung und Gesetzgebung ein gelegentliches Zusammengehen auf diesen drei Gebieten angezeigt erscheinen.

Die durch viele Einzelheiten und auch durch den Bericht über eigene Forschungen und Grabungen illustrierte Abhandlung ist von großer Bedeutung für die Heimatkunde und besonders für den Heimatschutz; sie wird unsern Lesern warm empfohlen. H.

Zwee plattdütsche Predigt'n, hol'n op'n Freezendag in Niebüll-Deezbüll an'n 10. August 1919. Verlag von Christian Wolff, Flensburg. Postfrei gegen Einendung von 1.— M.

As vör noch nich lange Tid, tauirft in Holstein, nah mihr as hundert Johr, Gottswurd wedder in plattdütsch Sprak up de Kanzel bröcht würd, dor was dat 'ne „Begebenheit“, wat doch eig'nlich ganz natürlich un süüwstverständlich sin sull. Wat is all doräwer red't un schrewen worden, dorför un dorgegen. Dorför — dat kann man inseh'n, denn man sull meinen, dat un' Herrgott uk hüt noch ümmer plattdütsch versteiht, wenn em uk des' Sprak all lang'n nich mihr in sin Hüser deint worden is. Dorgegen — dat is nich tau verstahn, un dei Lüüd, de wat dorgegen seggen, finn'n doch gor nicks dorbi, dat de Gottentotten un Botokuden in ehr Sprak predigt ward, äwer plattdütsch?! Ja, dat is wat anners. All de Grünn, de dorgegen anbröcht warden, hier uptauführen, is nich de Art, äwer id mein, wi Nedderdütschen hewwen doch woll dat süüwige Recht, Gottswurd in un' eigen Sprak von de Kanzel tau hür'n, as jeder anner Volk. Wi hewwen dat Recht, un wi verlangen un' Recht, un dat nich blot in de Karf, nee, uk äwerall, wo dat süü anbröcht is in'n öffentlichen Lewen. Dat blot so bian.

De nedderdütsch (plattdütsch) Bewegung is nu einmal upwaft, un an uns is dat, dorför tau sorgen, dat sei nich wedder inslöppt. Hier un dor in nedderdütschen Lann'n sünd all de plattdütschen Predigt'n in Gang'n kamen, un wenn tauirft uk am Enn'n de Lüüd un Niglichkeit hengahn sünd, so hewwen sei doch funn'n, dat Gottswurd up Plattdütsch taum wenigsten grad so tau Harten geiht, as up Hochdütsch, ja männigmal woll noch mihr, un dat un' Muddersprak nich blot dortau gaud is, as Afschenputtel tau deinen, wat sei bethertau, leider Gotts, hett sin müßt.

Dor liggen vör mi nich blot de beiden plattdütschen Predigt'n, de id haben nennt heww, nee, uk noch 4 Stück anner, dei an'n Sünndag „Rogate“ 1919 in Flensborger Karfen holl'n sünd (schad, dat de Uplag von des' all vergrepen is) un id möt seggen, dat sei all bi't Lesen tau Harten gahn, un wovel mihr möten sei dat taun, wenn man sei irst von de Kanzel hört. Plattdütsch Predigt'n sünd dat, nich so n', as man sei alltauft up Hochdütsch in de Karfen hört, de blot in't Uhr gahn un nich in't Hart, nee, dütsche Predigt'n sünd dat, dortau holl'n, dat sich de Tauhürers nich blot up ehren Gott besinnen, nee, uk wedder dorup, dat sei Dütsche sünd un dütsch bliewen möten. In de dütsche Mordmark sünd sei holl'n, wo nu ball afftimmt warden sall, ob dat Land un de Inwahners dütsch bliewen oder dänsch warden will'n. Karnige, dütsche Würd sünd dat, de de beiden Preisters funn'n hewwen. un dat is woll kein Taufall, dat sei beid äwer dat Olieknis von den'n verlorenen Sähn reden, de de Heimat upgiwt, äwer, as em dat nahst slicht geiht, sich wedder up sin Heimat un Waddershus besinnt un up dat, wat hei achter sich laten hett. „Wadder, id heww sünnigt in'n Hewen un vör di, id biin nich wiert, dat id noch din Sähn heit.“ Dat sünd Würd, de sich jeder, de hüt sin Heimat un Wadderland uptaugewen gesunnen is, sich in Hart un Gemäut trüggraupen sall. Leiwer dod, as Siaw! De olle Friesenspruch paht hüt mihr as je för jeden, de dütsch bur'n un tagen is. „Holl't fast!“ dat is un' oll plattdütsch Kriegs- un Schlachtraup, un dat sall hei bliewen. Fast wi'll'n wi holl'n an Heimat un Wadderland, fast an nedderdütsch Sprak un Ort, fast an unsen Herrgott in'n Hewen! Dauh wi dat, denn ward uk hei uns bistahn, dat wi eis wedder den'n Schimp un de Schann'n afwaschen, mit de wi den'n dütschen Nam besmüht hewwen, un un' Wadderland wedder tau den'n Threnplatz verhelfen, dei em in de Welt taukümmt.

Uk, wer nich giern nah de Karf geiht un sich nich vel üm Gottswurd kümmeret, dei mag sich des' beiden Predigt'n ichiden

laten. 't sünd nich blot Predigt'n, as man sei süß hört, 't sünd Reden an dat ganze, grote dütsche Volk, un nich blot för de Rurdmart.
W. F. Schulz.

Stettiner Jahrbuch 1920. In Verbindung mit Erwin Ackernecht, Gustav Fischer, Hermann Bloek, Oswald Polte, Wilhelm Schaefer. Herausgegeben von Max Rüd. Stettin, Fischer u. Schmidt. —

Das zum erstenmal erscheinende Stettiner Jahrbuch vereinigt die an der Bildungsarbeit in unserer Stadt beteiligten Kräfte in seinem einheitlichen Rahmen. Es sind im allgemeinen dieselben Kreise, die auch die Stettiner Volkshochschulkurse ins Leben gerufen haben und die sich nun hier an ein weiteres Publikum wenden. Der Vermittlung von Bildung soll auch dies Jahrbuch dienen: „Das höchste Gut und das allein nützliche ist die Bildung. Nur durch die Bildung wird der Mensch, der es ganz ist, überall menschlich und von Menschheit durchdrungen.“ — Das Jahrbuch tritt in einem Jubiläumsjahr vor seine Leser: 1720 kam Vorpommern bis zur Peene und damit auch Stettin unter preussische Herrschaft. Diesem Umstand trägt naturgemäß eine Reihe historisch rückblickender Aufsätze Rechnung. Martin Wehrmann widmet dem bedeutungsvollen Jahr einige Seiten, die in seiner knappen und klaren Weise den Inhalt der letzten 200 Jahre übersichtlich zusammenfassen. Ein Aufsatz von Zimmermann weist die wirtschaftliche Entwicklung Stettins innerhalb dieses Zeitraums nach. Metke liefert einen Beitrag zur Geschichte der französischen Kolonie in Stettin, die ein Jahr nach dem Anfall der Stadt an Preußen dort ihren Einzug hielt. In weltgeschichtliche Zusammenhänge führt die historisch-politische Skizze Schaefers: „Wem gehört die Ostsee?“, die in die traurige Erkenntnis mündet, daß dies Meer, das einst die ruhm-vollen Anfänge deutscher Geschichte sah, heute zum britischen Weltmeer gehört. Auszüge aus Briefen der Frau von Tielebein, die für die Kenntnis der Stettiner Bürgerkultur vor 100 Jahren aufschlußreich sind, leiten über zu dem wichtigeren Teil des Jahrbuchs, der Erörterungen über allgemeine Bildungsfragen im Rahmen der lokalen Bildungspflege bringt. Das Wesen der Städte in Nord und Süd sucht Hartmann zu charakterisieren, ohne der Eigenart des Nordens voll gerecht zu werden; wenigstens erscheint das Urteil, in den süddeutschen Städten präge sich das deutsche Wesen am vollkommensten aus, reichlich subjektiv. Zur pommerschen Heimatskunde ergreifen Haas, Kobien und Buchau das Wort, wobei letzterer für Errichtung eines Heimatmuseums am Gelände des Sandsees plädiert. Von Stettiner Frauenarbeit in schwerer Zeit berichtet Karla König, Hadlich von der Entwicklung der höheren Mädchenschule. Den Großstadtschicksalen der Künste ist ein längerer Aufsatz von Kiezler gewidmet, der sich vor allem mit der Bedeutung der bildnerischen Kunst und Musik für den modernen Großstädter beschäftigt, der zur ursprünglichen „Volkskunst“ schon längst kein lebendiges Verhältnis mehr hat. Für eine Reform des Theaters tritt Runge ein, leider zu aufgeregt und unklar. Berndt spricht eindringlich von Demokratie als Lebensanschauung. Den neuen Begriff der Demokratie, der nicht nur ein Sichselbsterkennen, sondern auch von jedem ein Sichselbstfinden verlangt, würdigt der kluge Einleitungsaufsatz des Herausgebers. Die Volksgemeinschaft von der hier die Rede ist, erstrebt auch Ackernecht, der sich in seinem lebendigen Aufsatz „Stettin als Hüterin deutscher Kultur“ über die gegenwärtigen kulturellen Verpflichtungen unseres Volkes ausspricht und dabei kurz die wichtigsten Gebiete des Volksbildungswesens streift. Poupard erörtert Aufgaben der Bildungspflege vom sozialdemokratischen Standpunkt, ergänzt werden seine Ausführungen durch Streder, der sich über die kulturellen Ziele in der Stettiner Arbeiter-Jugendbewegung ausläßt. Zum Schluß spricht Pirling von den Zwecken und Zielen des Ahrens-Gartens, der als Werkzeug im Dienst der Jugendfürsorge gedacht ist. — Gedichte von Hoepfner, Raeker, Karla König, Bloek und Richter, sowie in den Text gedruckte Zeichnungen von Polte, der auch den Titel und die Bignetten des Kalendariums zeichnete, und Holz runden den Gesamteindruck des Jahrbuchs in erfreulicher Weise ab.
Dr. Kempe.

A. Wehrhan: Die Freimaurerei im Volksglauben. Geschichten, Sagen und Erzählungen des Volkes über die Geheimnisse der Freimaurer und ihre Kunst. Berlin-Lankwitz, Wallmanns Verlag, 1919. IV. 72 S. 8. Preis 1,80 M. —

Alles Geheimnisvolle übt einen besonderen Reiz auf die Volkspheantasie aus. Das wissen wir schon aus alter Zeit her. Als im 15. Jahrhundert in Vorpommern die Sekte der Puzkeller auftauchte, wurde sie bald von einem so dichten Sagenewebe umspinnen, daß schon die Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts bei ihrem Bericht über die Puzkeller Wahrheit und Dichtung, Geschichte und Sage nicht mehr von einander halten konnten.

Ähnlich verfährt der Volksmund bis auf den heutigen Tag mit den Freimaurern.

Die Freimaurer erscheinen dem gemeinen Manne nicht bloß als Geheimnisfrämer, sondern auch als Teufelsbündner und als Zauberer und Hexenmeister: sie sind mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, besitzen unermessliche Reichtümer und führen ein glänzendes Wohlleben; dafür aber sind sie beim Tode dem Teufel verfallen und sterben oft eines plötzlichen, gewaltigen Todes. Das alles sind Sagenzüge, die uralt sind und im Volksmunde umgingen, lange bevor es Freimaurer in Deutschland gab. In welcher Weise sie nun auf die Freimaurer übertragen sind, das lehrt uns das vorliegende Werk von Wehrhan. Der Verfasser gibt zunächst eine kurze Einleitung, in der er auf die wesentlichsten Eigenarten der Freimaurersagen und auf ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Volkskunde hinweist. Darauf folgen 63 Einzelsagen aus allen Teilen Deutschlands; davon 45 nach mündlicher Ueberlieferung; Pommern ist mit zwei Sagen vertreten, von denen eine aus dem Kr. Kolberg-Körlin und eine aus dem Kr. Regenwalde stammt. Weitere pommersche Sagen finden sich bei Knoop: Hinterpomm. Sagen 117, bei Zahn: Pomm. Sagen 456—460 und Balt. Stud. 36, 192 ff. Diese Sagen zeigen uns, wie die Volkspheantasie im einzelnen sich das Leben und Treiben der Freimaurer zurechtlegt. Gerne wird man dem zustimmen, was Zahn a. a. O. 194 gedeutet hat: „Wer die hohen Ziele, die die Logen verfolgen, kennt und dagegen die Ungereimtheiten liest, die das Volk über die Freimaurer fabelt, der mag sich wohl kaum eines Lächelns erwehren.“ Das Wehrhansche Werk sei allen Freunden der Volkskunde empfohlen!
H.

A. Haas: Pommersche Sagen. Zweite unveränderte Auflage. Verlag von H. Eichblatt, Berlin-Friedenau (1920). XV. 182 S. 8. Preis 3,— M. —

Völker, die im Sturm der Zeit Bestand haben wollen, müssen tief im Boden ihrer Heimat wurzeln. Und nichts vermag uns die Heimat lieber und teurer zu machen, als die trauten heimischen Sagen, die uns als Kinder mit andachtsvoller Stimmung und heiligem Schauer erfüllen. Da liegt, von den Goldfäden der Sage umspinnen, soviel kindliche Keinheit der Volkseele, soviel ungeächzte Poesie, soviel sonniger Humor verborgen, — und das ist es, was unsere Zeit nötig hat, und darum begrüßen wir es mit besonderer Freude, daß uns Pommern das seit längerer Zeit im Buchhandel vergriffene Sagenbuch von A. Haas eben jetzt in neuer Auflage beschert wird. Alle Freunde der heimischen Volkskunde seien auf das seit Jahren bekannte Werk hingewiesen; es bildet den ersten Band von Eichblatts deutschem Sagenschatz in Einzeldarstellungen.

Otto Schimmelpfennig: Da ist die schöne Nacht schon wieder. Lubes'er Weihnachtslied. Lubes i. Pom. 1919. —

Bei der Feier des Weihnachtsfestes haben sich manche alte Gebräuche erhalten, die z. T. bis in die vorreformatorische Zeit zurückgehen. So ward in Dramburg bis auf unsere Tage zu Weihnachten der sogenannte Quempas gesungen, d. i. ein Weihnachtslied mit lateinischem Texte, dessen Anfang Quem pastores lautete. In Lubes wurde seit alter Zeit bei der Frühmette am Weihnachtsmorgen das Lied gesungen:

Da ist die schöne Nacht schon wieder,
Die schönste für die Christenheit;
Vom Himmel sie sich senkt hernieder
Und hat der Engel Jubellieder
Zum hohen, heiligen Festgeleit.

Der Herausgeber hat das Lied nebst der Melodie (für zwei Stimmen) herausgegeben, um die Erinnerung an die alte schöne Sitte festzuhalten und um sie da, wo sie neuerdings abgeschafft ist, möglichst wieder einzuführen.
Hs.

Bemerkung.

Zu dem Gedichte, „Die Apologie von Dramburg . . .“, bemerken wir noch, daß der Verfasser, Major du Moulin, von Friedrich dem Großen wegen militärischer Vergehen nach Dramburg verbannt worden war und dort 9 Jahre zugebracht hat.